

Die Preisträger der Guntram und Irene Rinke Stiftung

Erster Preis:

David Henkel (K2)

Zeitlos – wie die Zeit mich bog

Paris, Auf dem Weg zum Bahnhof – Gare du Nord, Neuzeit.

Ein rumpliges Müllauto kehrt mit seinen riesigen Bürsten die leeren Colabüchsen, Zigarettenstummel und andere Reste menschlichen Konsums aus dem Rinnstein. Meine schnellen Schritte hallen durch die enge Gasse, die mich laut Karten-App Richtung Bahnhof Gare du Nord in Paris führen soll. Das regelmäßige Klatschen der ausgelatschten Flipflops und mein keuchender Atem ergeben die typische Tonkreation eines Interrailers, der wieder einmal verpennt hat. Die zwei schnell im Vorbeistürmen am Buffet geschnappten Croissants liegen schwer im Magen und lassen das Sprinten mit einem 25kg-Rucksack zur Qual werden. Was mache ich hier eigentlich? Ich bin im Urlaub!!! Wieso sehe ich mich dann hier voller Panik wie zur ersten Unterrichtsstunde hetzen?

Ein Symptom der Zeit, in der ich zu Hause bin. Sprint durchs Leben! Wäre ich wie D'Artagnan mit meinem Pferd unterwegs, würde es auf geschätzte 1000km quer durch den französischen Großstaat keinen Unterschied machen, ob ich ein paar Minuten früher oder später als geplant losreite. Heute jedoch ist der TGV weg, die Platzreservierung futsch und der Reiseplan im Eimer.

Genau! Der Plan! Das Leben durchplanen, jede Minute sinnvoll ausfüllen, nichts auslassen, keinen Moment vergeuden - auch so ein Symptom. Ich sehe meine mahnende Mutter vor Augen. Das spornt mich an. Ich hetze durch die Rue la Fayette. Fest vor Augen, hier den Schlussspurt zum Bahnhof einzulegen, nehme ich noch mal die knappe Atemluft in meinen Lungen zusammen, schlittere um die Ecke und sprinte auf die Silhouette des massiven Steinblocks zu, der einem alten Tempel gleicht. Die Zeit tickt unbarmherzig, noch 7 kurze Minuten bis zur Abfahrt. Ich hoffe, Apple hat sich nicht verrechnet.

Als ob die große Interrailer-Sanduhr für mich laufen würde, schaffe ich es genau drei Minuten vor Abfahrt des Zuges in den Eingang des Gare du Nord. Jetzt noch schnell das Gleis suchen. Jeder, der Zeit hätte, würde den Anblick des schönen, alten Kopfbahnhofs sehr genießen. 1846 mit Großzügigkeit und Luxus gebaut, werden hier täglich fast eine halbe Million Reisende abgefertigt. Ich fühle mich wie in einem Computerspiel: Ich muss das nächste Level schaffen! Wie auf Eis rutsche ich in meinen ausgelatschten Flipflops auf dem glatten Marmor auf Gleis 19 zu. Der TGV glänzt wie ein riesiger metallischer Wurm – bereit, sich mit 300 Sachen durch die Landschaft zu fressen.

Interrailpass gezückt, darf ich den Schaffner passieren und mich in den weichen Ledersessel pflanzen. Geschafft.

Ich klappe die Tageszeitung von gestern auf. Neben dem üblichen Geschwafel über Zeit und Geld ist ein Artikel von einer Krankenschwester abgedruckt, die Sterbende in den Tod begleitet und ihre letzten Worte aufgeschrieben hat. Abgelenkt durch die schrille Pfeife des wie aus dem Orientexpress gekleideten Schaffners und der darauf folgenden Anfahrt des schnellsten Zuges der Welt lege ich die Zeitung erschöpft beiseite und lehne mich zurück.

Knappe 2 Stunden später und fast 500km weiter wache ich von der Zugdurchsage auf. Wir halten im Lyoner Hauptbahnhof. Hier haben die Franzosen ein sechs Milliarden Euro schweres Bahnhofsgebäude, bestehend aus einer 450 Meter langen und 56 Meter breiten futuristischen Halle aus Stahl, Glaselementen und Stahlbeton mit Verbindungsgängen zum Flughafen Lyon Saint-Exupéry hingesetzt. Es könnte aus HR Gigers Alienwerkstatt stammen. Das zentrale Element des Bahnhofs ist der rund 39 Meter hohe Hauptpavillon, der aussieht wie ein riesiges Vogelskelett.

Funktional und kühl, ohne die Wärme gemütlicher Details, wie im Pariser Gare du Nord. In mir blitzt kurz ein Zahlenstrahl der menschlichen Geschichte auf. Der Lyoner Bahnhof ist ganz sicher ein Zeichen der heutigen Moderne, ein Zeichen meiner Generation. Sind wir Menschen auch so geworden? Functional and cool, ungemütlich, weil immer in Eile?

Interessanterweise fällt mir die Veränderung der Umgebung erst in dem Moment auf, als ein Japaner versucht, die Abteiltür zu öffnen. Ich sitze nicht mehr in einem Großraumabteil, sondern in einem der typischen IC-6er-Abteile. Eigenartig.

Ich helfe dem Japaner, und mein Blick fällt auf die vor seiner Brust baumelnde Nikon. Ich seufze. Sicher fängt er gleich an zu knipsen, und dann holt er sein Smartphone raus und verschickt mit wildem Gedrücke seine Fotos nach Japan.

Wer mit einer alternativen Ökomutter aufgewachsen ist, dem werden - wie mir - in dieser Situation ein paar Lebensweisheiten einfallen wie: Es gibt keine Fremden, nur Freunde, die Du noch nicht kennengelernt hast... Oder: Vorurteile verhindern es, mit Neuem in Kontakt zu treten, und sie stecken Menschen, Individuen in Schubladen, bla bla bla...

Tatsächlich schaltet der junge Japaner, während er sich hinsetzt, seine Kamera ein und macht von dem Giger-Bahnhof noch drei, vier Fotos. Er lächelt mich an und ich mache, meiner Erziehung zuliebe, ein freundliches Gesicht. Die Bilder seien für seine Familie, die sich selbst solch eine Reise nicht leisten könne, erklärt er in japanisch gefärbtem Englisch. Ich tue den Kommentar mit einem knappen Nicken ab, stecke mir die Minikopfhörer wieder in die Ohren und drücke auf die digitale Playtaste meines iPhone 5S. Das habe ich von meinem Vater zum 17. Geburtstag bekommen. Ein Schlechtes-Gewissen-Geschenk eines Technikfanatikers, der glaubt, dass „Schneller, weiter, höher!“ die einzigen wichtigen Ziele im Leben eines Menschen sind und der letztlich am Ziel der Vaterrolle voll vorbeigeschossen ist. Aber das ist ein anderes Thema.

Ein alter, leiser Schmerz taucht auf und lässt mich nur nebenbei mitbekommen, dass sich der Zug und auch sein Tempo in einen IC verwandelt haben. Erschrocken schaue ich auf meinen Interrailpass, auf dem ich deutlich die Zugnummer „TGV 9249“, Abfahrtsort „Paris Gare du Nord“ und Zielort „Tourina Porta Susa“ notiert habe. Stimmt alles. Auch auf der digitalen Anzeige laufen in neongelber Schrift die Zeichen durch, die „Tourina“ bilden. Der Japaner scheint meine Aufregung bemerkt zu haben, setzt sich die Brille auf die Nase und fragt mich, ob alles okay bei mir wäre. Auf die Frage hin, ob der Zug nach Tourina fahre, antwortet er nur mit einem knappen: „Yes, Mister.“

Verwundert lasse ich mich wieder in den Sessel zurücksinken, der nun mehr einem Sitz und nicht mehr dem komfortablen Ledersessel im TGV gleicht. Na toll, großartiger Tag!

Etwas Gutes hat das Ganze. Meine Aufregung hat meine Arroganz gekapert, und meine Unsicherheit sucht nach Kontakt. Ich bin jetzt offen für ein Gespräch. Akio, so heißt der japanische Junge, hat mir meine anfängliche Reserviertheit nicht übelgenommen. Er bemerkt mein Interesse an seinen Fotos und zeigt mir bereitwillig seine auf das iPad heruntergeladenen, sensationellen Aufnahmen aus aller Welt.

Überraschenderweise hat er hauptsächlich Gebäude festgehalten. Ich sehe mir eine ganze Reihe Bilder von herkömmlichen Häusern und Wohnungen an. „Warum das?“, frage ich ihn. Nach ein paar Klicks landet er im Ordner „Japan“. „In Japans Hauptstadt leben mehr als zwölf Millionen Menschen auf 622 Quadratkilometern - eine Fläche kleiner als Hamburg also, mit mehr als sechsmal so vielen Menschen. Vom Flugzeug aus sieht Tokio wie eine

endlose Fläche von Dächern und Wolkenkratzern aus“, sagt er und zeigt mir weitere, mir völlig fremdartige Bilder.

Die Qualität der Fotos ist unverändert, nur die Qualität der Wohnungen ist eine ganz andere. Aufgetürmt wie Würfel mit einem runden Glas in der Mitte gleichen sie einem Turm aus gestapelten Waschmaschinen. Yojôhan - das viereinhalb tatami, also Reisstrohmatten, umfassende Lebensfeld - auch „mini condos crammed to the brink“ genannt, ist ein Wohnphänomen japanischer Ballungsgebiete. Sie sind wie Fertizellen geformt und lassen sich leicht reinigen. Akio erklärt mir, dass diese Wohnform aus Raumnot und übersteuerten Grundstückspreisen entstanden ist. Dort leben Menschen, denen das Leben in einem herkömmlichen Familienverband nicht mehr selbstverständlich ist, Menschen, die häufig ihre Arbeitssituation oder ihren Lebensraum wechseln. Sie besitzen kaum noch etwas Persönliches und nutzen die gleichsam mitgewachsene, erweiterte Dienstleistungspalette, die ihnen die Möglichkeit gibt, sich und die Kleidung zu waschen, zu essen und andere soziale Dinge außerhalb der 8qm zu verrichten... Irgendwie gruselig.

Ist das die Zukunft in unseren großen Städten? Anonym, uniform, eng und billig?

Der Zug hält in Chambéry - Challes-les-Eaux, einem in den 80er Jahren restaurierten Bahnhof, der einen Knotenpunkt im französischen Verkehrsnetz darstellt. Die Pause ist nur kurz. Rasch setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Nach ein paar Minuten Fahrt versucht ein hübsches Mädchen die alte, klapprige Abteiltür aufzuschieben. Ich springe auf und helfe ihr, mich wundernd über den raschen Verfall meines einst so stattlichen TGV. Aber der tolle Anblick des Mädchens lenkt mich ab. Sie fragt nach freiem Platz und ob wir das Fenster öffnen könnten. Offensichtlich verbreiten wir den typischen Duft des schon eine Weile in den gleichen Sachen reisenden Interrailers. Da wir durch die Provence tuckern, hoffe ich, dass der Fahrtwind vielleicht Düfte von frischen provencialischen Kräutern hereinträgt und unseren Muffelgeruch verdrängt. Aber es riecht nun abscheulich nach Diesel und Abgasen. Meine Vermutung bestätigt sich, als ich aus dem Fenster blicke: Wir sitzen weder im TGV noch im IC, sondern in einer ziemlich heruntergekommenen Bahn, die von einer klapprigen Diesellok gezogen wird. Mir bleibt keine Zeit zum Nachdenken. Vera stellt sich höflich und in gebrochenem Englisch vor.

Sie ist eine mittelgroße junge Frau mit ebenmäßigem Gesicht, stark ausgeprägten Wangenknochen und sanften Augen. Ihre langen blonden Haare trägt sie elegant geflochten. Schlanke Beine mit schnittigen Stiletto, Rundungen, wo sie sein sollten, und teure Kleidung mit passendem Schmuck lassen sie fehl am Platze erscheinen, hier bei uns im alten Klapperzug.

Wir stellen uns ebenfalls vor, und die lockere und offene Atmosphäre zwischen uns jungen Leuten gibt uns das Vertrauen, ein wenig mehr von uns preiszugeben. Vera kommt aus einer armen Moskauer Familie, hat ihr Abitur in der Tasche und kaum eine Chance auf einen Studienplatz ohne entsprechendes Geld im Portemonnaie. Das braucht man nicht nur für die exorbitanten Mieten in Moskau, sondern auch zum Bestechen der Beamten und Bürokraten. Daher will sie jetzt ihr Glück erst einmal als „Escortedame“ in Frankreich versuchen. Das meiste Geld, was sie bisher verdient hat, steckt in Kleidung und Schmuck. Trotzdem kann sie mit der Pariser Konkurrenz nicht mithalten. Also versucht sie es aufs Neue in Nizza.

Ihre Geschichte berührt mich.

Für mich ist es selbstverständlich, dass ich studieren werde. Meine Anstrengungen auf dem Gymnasium werden mir den gewünschten Studienplatz einbringen. Dessen bin ich ganz sicher. Auch dass dann Geld zur Verfügung steht, ob durch die Eltern oder ein Stipendium, habe ich gar nicht angezweifelt. Die Vorstellung, als männliche Begleitung oder Callboy mein Leben zu finanzieren, ist abstrus. Sicher, dafür muss ich mich ganz dem Mainstream von Leistungs- und Anstrengungsbereitschaft, Wettbewerbs- und Konkurrenzdenken hingeben. Eine männlich dominierte Welt. Weibliche Eigenschaften, wie ich sie bei Vera erkennen kann, Weichheit, Sanftheit, Langsamkeit, Miteinander sind da nicht sehr hilfreich. Ich kann an meinen Mitschülerinnen schon erste Anzeichen erkennen, dass sie ihre weiblichen Qualitäten

unterdrücken müssen, um in dieser Leistungswelt mithalten zu können. Sie sind cool, distanziert und messen sich mit den Jungen über schulische Leistungen und mit den Mädchen über körperliche Attribute. Hinter all der Anstrengung ist die Angst zu spüren, nicht zu reichen, nicht genug zu sein, so wie sie sind.

Die Gedanken machen mich nachdenklich, und ich frage mich, welchen Anteil ich an diesem Phänomen habe. Zählt für mich letztlich nicht auch nur das Siegen?

Die Zeit bis zum nächsten Bahnhof vergeht schnell unter unserem vertrauten Geplauder. Mit einem Ruckeln kommt der Zug zum Stehen, richtiges Schild, richtiger Bahnhof, wie die letzten Male auch. Zumindest der Weg stimmt noch.

Dann ein greller Pfiff, ein Zischen und Schnaufen. Ein ungläubiger Blick nach draußen bestätigt mir meine fantastische Vermutung: Die blauen Waggons mit weißem Dach und weißen Fenstern werden von einer langen, schwarzen Dampflok mit goldener Aufschrift und großen, roten Eisenrädern gezogen. Jetzt macht auch die Kleidung des Schaffners Sinn. Ich sitze im Orientexpress. Nicht mehr sonderlich verwundert falle ich zurück in meinen Sitz, der dem aus dem Holzabteil gleicht. Vielleicht träume ich das ganze Chaos ja auch, hoffe ich.

Jemand betritt das Abteil, aber ich bin zu müde, um die Augen zu öffnen. Die fremden Geschichten haben mich erschöpft. Sanft schlummere ich im gleichmäßigen Takt der Räder ein. Da mischt sich ein anderer Rhythmus dazu. Trommeln wie aus Afrika, exotisch und irgendwie nicht passend für den Orientexpress. Ich entschlief mich, ganz aufzuwachen, und begegne dem freundlichen Blick tiefschwarzer Augen. Der Afrikaner Imaan, wie ich später herausfinde, sitzt tatsächlich auf einer Trommel und schlägt schwungvoll seine flachen Hände auf eine große, senkrechte Fläche.

Ich merke, dass meine Gereiztheit langsam in Freude an der Musik umschlägt, die das Abteil füllt. Zuerst beginnen meine Finger langsam zu trommeln, bis ich schließlich mit ganzem Körper dabei bin. Meine Ukulele fällt mir ein. Mein bester Freund Johannes hat sie mir für die Reise geschenkt. Erst vorsichtig, dann selbstbewusst machen wir beide lange zusammen Musik, ohne ein Wort miteinander gesprochen zu haben.

Imaan kommt aus einer armen Gastarbeiterfamilie, hat alles hinter sich gelassen und besitzt nicht viel außer seiner kubanischen Cajon - einer sogenannten Kistentrommel. Für Afrikaner ist sie ein wichtiges Mittel, um Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit zu leben und zu festigen. Wie in allen Großstädten ist das Zusammenleben der Menschen im Banlieue von Paris von Aggression, Alkohol und Drogen geprägt. Auch hier hat sich der Gemeinschaftsgedanke auf die gemeinsamen Süchte zurückgezogen. Imaans Hoffnung ist es, mit seiner Musik die Menschen an ihre tiefen Bedürfnisse nach Freude, Schönheit, Harmonie und Frieden zu erinnern, dass das Leben Spaß machen kann, dass wir es mit einem Lachen passieren lassen können. Ich stimme ihm zu. Ich habe das Lachen im Grunde doch auch schon verloren. Die meiste Zeit sehe ich nach dem, was alles noch nicht perfekt ist, was ich noch nicht erreicht habe, wo ich mich noch mehr anstrengen sollte, statt nach jenem, was an Fülle schon in meinem Leben ist. So wie jetzt, wo ich mit wunderbaren Menschen zusammen erzähle, musiziere und meine Pariser Baguettes teile. Ich lasse mich von Imaans Fröhlichkeit anstecken, und ich bin froh, heute zum ersten Mal richtig lachen zu können.

Ein zufälliger Blick aus dem Waggonfenster verrät mir, dass unser Zug nur noch im Schrittempo fährt. Wir zuckeln durch eine fremde, karge, felsige Landschaft. Draußen taucht in der Höhe unseres Abteils ein dunkelhäutiger Junge auf. Er mag vielleicht 14 sein, ist mager und hat einen blauen, staubigen Rucksack auf dem Rücken.

„Wo sind wir hier?“ frage ich den Jungen auf Englisch, in der Hoffnung, dass er mich versteht. „Zwischen Muratli und Corlu in der Türkei“, antwortet er. Ob ich nicht wüsste, dass der Orientexpress nach Konstantinopel fahren würde? Er schüttelte verständnislos den Kopf.

Konstantinopel? Türkei? Was war hier los? Ich frage ihn, warum er hier alleine am Bahngleis entlangläuft. Er sei auf dem zweistündigen Nachhauseweg von der Schule. Der Zug kommt nun doch zum Stillstand, und weil mich der Junge namens Dhavut und seine Geschichte

interessiert und mir mein Reiseplan mittlerweile schnuppe ist, packe ich meine sieben Sachen, bedanke mich bei meinen Mitreisenden für die schöne gemeinsame Zeit, wünsche allen Glück und steige behutsam aus dem Fenster. Alles aufgeschnallt, geselle ich mich zu dem Jungen.

Eine Zeitlang trotten wir schweigend nebeneinander her. Ich beginne, von mir zu erzählen, von meiner ungewöhnlichen Reise, dem Zugwunder und meinen neuen Freunden. Dhavut hört aufmerksam zu. Er ist verwundert. In der Schule hat er von den schnellen Zügen gehört. Selber ist er jedoch noch nie mit einer der klapprigen Eisenbahnen gefahren, dazu reicht das Geld seines Vaters nicht. Seinen zweistündigen Schulweg geht er seit 4 Jahren, morgens hin und nachmittags zurück. Anfangs hatte er Angst vor dem großen Fluss, den er über eine morsche Holzbrücke überqueren muss. Mittlerweile kann er schwimmen. Wenn er in der Schule ankommt, ist er oft müde und hungrig und kann sich kaum konzentrieren, und wenn er abends zurückkommt, muss er auf dem Feld helfen und Hausaufgaben machen. Daher ist er einer der schlechtesten Schüler der Klasse. Mir ist klar, dass seine Zukunftschancen in der heutigen Berufswelt selbst in seinem Land schlecht aussehen. Die Lehrer hier haben zwar Verständnis für die Situation der ärmeren Kinder. Das nützt nur nichts. Im globalen Kampf um Macht und Geld bleiben sie auf der Strecke.

Ich muss an Deutschland denken. Es ist alles anders. Im zivilisierten Land der Pünktlichkeit herrscht die Zeit. Wer zu spät kommt, ist unzuverlässig und begeht schon eine Art moralische Straftat. Unser ganzer Tag ist durchgeplant, vom Aufstehen bis zum „Licht aus“, wenig Chance auf Veränderung. Und dann diese Schnellebigkeit. Wie oft denken wir „Scheiß Deutsche Bahn“, obwohl sie nur 10 Minuten zu spät kommt? Für den Jungen sind 10 Minuten nichts. Mit dem TGV hingegen sind das schon fast 30 Kilometer.

Unsere Gesellschaft ist schnell geworden. Flugzeug, Bahn und Auto bringen uns in kürzester Zeit um den ganzen Globus. Wir sind vernetzt über Facebook und Co. und skypen länderübergreifend. Wir erfahren uns als scheinbare Herrscher über Zeit und Raum.

Während wir uns über unsere Leben erzählen und erstaunt sind über die vielen Unterschiede, wird mir bewusst, dass uns alle, mich David, den Japaner Akio, die Russin Vera, Imaan aus Afrika und Dhavut aus der Türkei etwas verbindet. Wir sind Menschen, die Zeit brauchen, um Kontakte zu knüpfen, um Freundschaften zu schließen, zum Reden und Austauschen, zum gemeinsamen Schweigen und Nachdenken. Wir brauchen die kleinen, langsamen und scheinbar wertlosen Dinge, wie gemeinsames Musizieren, Spielen und Lachen.

Ich muss an den Artikel in der Zeitschrift denken, der vorhin noch so unbedeutend schien. Diese besagte Krankenschwester hat Sterbende befragt nach dem, was diese gerne anders gemacht hätten in ihrem Leben, und daraus eine Liste erstellt.

Folgende fünf Sätze schieben sich in großen Buchstaben in mein Bewusstsein:

1. "Ich wünschte, ich hätte den Mut gehabt, mein eigenes Leben zu leben."
2. "Ich wünschte, ich hätte nicht so viel gearbeitet."
3. "Ich wünschte, ich hätte den Mut gehabt, meine Gefühle auszudrücken."
4. "Ich wünschte mir, ich hätte den Kontakt zu meinen Freunden aufrechterhalten."
5. "Ich wünschte, ich hätte mir erlaubt, glücklicher zu sein."

Mich beeindruckten diese Sätze. Ich stehe noch am Anfang meines Lebensweges und spüre, ich habe die Freiheit der Wahl über die Art dieses Weges und damit auch die Verantwortung für mich selbst. Das fühlt sich gut an, irgendwie erwachsen.

In diesem Moment empfinde ich völlige Dankbarkeit für diesen ungewöhnlichen Tag während meiner ganz persönlichen Reise, für das Treffen mit diesen wundervollen, interessanten Menschen, die alle mit ihren Geschichten meinen Horizont erweitern konnten, auf dem jetzt die Silhouette der STADT wie eine Fata Morgana flimmert.

Es stimmt. Es gibt keine Fremden, nur Freunde, die wir noch nicht kennengelernt haben.

Zweiter Preis:

Blanca Carolin Hahn (Klasse 5)

Ich in (m)einer Zeit

Erstes Kapitel: Alles begann mit dem Anfang

Noch Jahre später hörte ich das Gewitter. Der Regen prasselte unaufhörlich in jener Nacht gegen die Fensterscheibe. Ich griff nach meiner Taschenlampe, gab einen Code ein (der ist viel zu geheim, um ihn euch zu verraten) und deutete damit auf meinen fünfarmigen Kerzenleuchter, der auf meinem Fensterbrett stand. Dann drückte ich auf den orangefarbenen Knopf. Der Lichtstrahl fiel auf die fünf Kerzen, die sofort anfangen zu brennen. Ich zog mein Buch unter dem Kopfkissen hervor und blickte auf den Titel: „Die Zukunft liegt in unseren Händen!“ Der Titel war in Gold auf den roten Einband geschrieben.

Ich fing an, über unsere Zeit nachzudenken: Die Katastrophe gab es nun schon seit 200 Jahren und die Menschheit hatte es bis heute, im Jahr 2213, nicht geschafft, das Klimaproblem zu beheben. Ein Blitz durchzuckte die Dunkelheit und ich schreckte auf. Dann dachte ich darüber nach, wie es wohl war im Jahr 2013, also früher? Ich suchte in meinem Bücherregal und fand ein passendes Buch: „Die Geschichte des 21. Jahrhunderts und geheime Tipps, um mehr darüber herauszufinden“. Interessiert zog ich das Buch heraus und schlug es auf. Als ich das Buch wieder zuschlug, fragte ich mich, ob ich wirklich ins Jahr 2013 zurückreisen wollte.

Angeblich waren die Menschen früher sehr abergläubisch und dachten, die Zahl 13 wäre eine Unglückszahl. Doch von diesem Aberglauben ließ ich mich nicht abbringen und werkelte an der Seite 747 (ebenfalls viel zu geheim, um es euch zu verraten). Endlich kam ein sanddornfarbener Umschlag zum Vorschein. Wieder tauchte ein Blitz für wenige Sekunden mein Zimmer in gleißend weißes Licht. Ich erschrak, dann öffnete ich aufgeregt den Umschlag. Als ich das kleine Sandsäckchen sah, stieg die Spannung noch mehr. Mit zitternden Händen löste ich das Band und schüttelte das Säckchen aus. Endlich fiel etwas auf meine Bettdecke: Es war klein und golden. Auf einem Rad konnte man die Zahlen von 0 bis 3000 einstellen. Voreingestellt war die Zahl 2013. Außerdem gab es ein kleines Loch. Ich hielt mein bernsteinfarbenes Auge daran. Im Loch war ein regenbogenfarbener Strudel. Er ging immer weiter hinein, als ob er gar kein Ende besäße. Dann fiel mir ein, dass wir morgen eine Lateinarbeit schreiben würden, und ich murmelte: „Beneficium - Wohltat, homo - Mensch, pelvis - Schlüssel, tempus - Zeit.“ Auf einmal fing alles an, sich zu drehen. Ich glaubte, ich sei im Regenbogenstrudel gelandet. Alles um mich herum war rot, orange, gelb, grün, blau, lila und pink. Das Letzte, was ich sah, war ein heller Blitz und wie das Gerät mir durch die vielen Farben folgte.

Zweites Kapitel: In der Vergangenheit

Als ich die Augen wieder öffnete, war alles um mich herum anders. Überall fuhren alte Autos, die Häuser hatten nur 100 Stockwerke und die Menschen waren total altmodisch gekleidet. Außerdem war es hier sehr kalt. Es war eigentlich nichts von der Klimaerwärmung zu merken. Ich war auf einer kleinen Rasenfläche gelandet, neben mir das goldene Gerät und das Buch. Außerdem trug ich nun eine rote Strickmütze und einen flaschengrünen Mantel. An den Füßen trug ich braune Lederstiefel über einer schwarzen Strumpfhose, die, zugegeben, perfekt zu dem graukarierten Rock passte. Ich steckte das Buch und das Zeitreise-Gerät ein und beschloss, jemanden nach der Uhrzeit zu fragen. Ich ging durch die alte Stadt, auf der Suche

nach einem Menschen, der so aussah, als hätte er Verständnis für ein elfjähriges Mädchen, welches aus der Zukunft kam und nicht wusste, wohin. Aber ich fand keinen einzigen. Die einen hatten ihre Arme bemalt, andere hatten kitschige Glitzersterne im Gesicht und wieder andere identifizierte ich als Tierquäler, weil sie arme Hunde an einem langen Band herumzogen. Nach circa eineinhalb Stunden setzte ich mich erschöpft auf den Rand eines Brunnens.

Doch da kam ein alter Mann vorbei. Er trug eine Hornbrille und einen cremefarbenen Mantel. Seine Haut war nicht bemalt, auch auf die Ringe und Steinchen in seinem Gesicht hatte er verzichtet und sein Langhaardackel konnte in Ruhe alles beschnuppern und bestrullern. Außerdem ging er offen und fröhlich durch die Welt. Also beschloss ich, ihn zu fragen. Ich ging etwas schüchtern auf ihn zu, doch als sein faltiges Gesicht mich anstrahlte, beschleunigte ich meine Schritte und blieb kurz vor ihm stehen. „Entschuldigung“, sagte ich schüchtern, „könnten Sie mir bitte die Uhrzeit nennen?“ „Aber gerne doch“, antwortet der Mann mit einem Lächeln. Er schaute auf seine Uhr und sagte: „Oh, es ist schon acht, müsstest du um diese Zeit nicht schon zu Hause sein?“ „Nun, äh...“, ich trat von einem Fuß auf den anderen, „ich habe nicht so wirklich eines.“ Der Mann sah erschrocken aus. „Oh, na gut, dann komm' mit zu mir, ich lade dich gern ein. Komm, Biene, wir gehen jetzt wieder nach Hause“, fügte er, an seinen Hund gewandt, hinzu.

Auf dem Weg begann eine wunderbare Unterhaltung zwischen uns. „Ich bin übrigens Heinrich“, fing der alte Mann an. „Ich heiße Roxy“, entgegnete ich. „Und ich komme aus der Zukunft“, erzählte ich ihm. Und da war es, dieses Lächeln auf Heinrichs Gesicht. Es war, als ob er sagen wollte: „Ich liebe die Fantasie der Kinder, den Gesang der Vögel, mein Leben und die Welt.“ Es verlieh mir ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit. Und von da an wusste ich: Ich kann ihm vertrauen.

Drittes Kapitel: Verändert

„Guten Morgen!“, ich rieb mir verschlafene Augen und kam in Heinrichs Küche, er stand schon am Herd und füllte ein komisches gelbes Häufchen auf einen Teller.

„Guten Morgen“, grüßte er. „Und, gut geschlafen auf der kratzigen Matratze?“ Heinrich hatte mir gestern Abend noch angeboten, dass ich in seinem Eigenheim übernachten könne. Als ich das Angebot annahm, ging er erst einmal auf den Dachboden, kramte eine blaue Matratze, eine Decke und ein Kissen hervor und so übernachtete ich in Heinrichs Wohnzimmer.

„Hier!“ Heinrich riss mich aus meinen Gedanken und ich sah auf. „Die hab´ ich noch gefunden.“ Er hielt mir eine Haarbürste hin. Ich nahm sie und zog sie durch meine rotbraune Haarmähne. Doch meine verfilzten, lockigen Haare waren nicht zu zähmen. Und so wandte ich mich Biene zu. Bis zum Frühstück spielte ich mit dem liebenswerten Langhaardackel.

Als es Zeit war zu frühstücken, tischte Heinrich mir den gelben Haufen auf. Bevor ich jedoch anfangen zu essen, flunkerte ich: „Ich geh´ auf die Toilette“, stand auf und schloss die Tür hinter mir. Dann setzte ich mich in die Besenkammer, holte mein Buch hervor und las: „Früher, zum Beispiel im Jahr 2004, gab es eine sehr beliebte Frühstücksspeise. Sie war gelb und sah einem kleinen komischen Häufchen sehr ähnlich. Sie wurde aus Eiern zubereitet und Rührei genannt.“ Florina Santa, Autorin dieses Buches, hatte selbst schon davon gekostet und konnte die Speise nur empfehlen.

Ich schlug das Buch wieder zu und ging zurück in die Küche, wo Heinrich schon erwartungsvoll saß. Ich setzte mich an den Tisch und versuchte das „Ruhei“, äh, das „Rührei“ irgendwie auf die Gabel und dann in den Mund zu schaufeln. Es schmeckte wunderbar. Ich stopfte mich beim Frühstück mit gefühlten zehn Tellern Ruhe-, nein, Rührei voll. Nach dem Frühstück schlug Heinrich vor, durch die Stadt zu schlendern und in ein paar Läden einzukaufen. Was Läden waren, musste ich allerdings ebenfalls erst nachschlagen. In meiner Zeit kauften wir

nur durch kleine blaue Vögel ein.

„Kommst du?“, ertönte Heinrichs Stimme. Ich ging in den Flur und sah, wie er mir die Stiefel und den Mantel erwartungsvoll entgegenhielt. Ich nahm den Mantel und zog mir die Stiefel an. Dann setzte ich mir die rote Mütze auf und trat hinaus in die Kälte. Die Stadt war ziemlich voll und Heinrich drängte uns durch die Menge. Biene lief gemächlich hinterher und beschnupperte jede zweite Ecke.

„Äh, Heinrich“, fragte ich etwas unsicher, „in welcher Stadt befinden wir uns?“ „In Berlin. Wieso fragst du?“, antwortete Heinrich und lächelte. „Mmh“, machte ich nur, denn in meiner Zeit war Berlin eine Hafenstadt, doch hier waren keine Seevögel und man sah weit und breit kein Wasser. Deshalb fragte ich: „Wie weit ist es denn noch bis zum Meer?“ Heinrich lächelte: „Das sind bestimmt noch 200 km.“ Diese Klimaerwärmung! Kein Wunder, dass das halbe Land überschwemmt wurde. Hier fahren ja auch überall Autos, die giftige Gase in die Umwelt pusten. Und die riesigen Schornsteine der Fabriken verpesteten die Natur bis aufs Äußerste.

„Warum fahrt ihr denn so viel mit den Autos und baut so große Fabrikschornsteine?“, fragte ich. „Wisst ihr denn nicht, dass das die Umwelt zerstört?“ Heinrich antwortete etwas zögerlich: „Ja, doch schon, aber was sollen wir denn machen? Wir haben uns schon viel zu sehr daran gewöhnt. Und jetzt können wir einfach nicht mehr aufhören.“ „Mmh“, machte ich nur. Wir gingen weiter durch die Hanse-Festland-Stadt Berlin und wechselten in den nächsten fünf Minuten kein Wort mehr, bis Heinrich fragte: „Bist du wirklich aus der Zukunft?“ Diese Frage überraschte mich so sehr, dass ich sie erst verneinen wollte, doch dann sprach ich die Wahrheit: „Ja, denkst du, ich lüge dich an?“ „Na ja, nein, natürlich nicht“, fügte er hastig hinzu, „aber wie ist es denn so in deiner Zeit?“

Viertes Kapitel: Erklärung

„In meiner Zeit gibt es nur Elektroautos, welche die Umwelt nicht verschmutzen. Die Fabriken haben keine großen Schornsteine mehr und die Menschen fahren fast nie mit einem Motorboot. Berlin ist inzwischen schon eine Hafenstadt und nur noch geringe Teile von Skandinavien liegen 70 cm über der Wasseroberfläche. Außerdem habe ich gelesen, dass es früher, also jetzt, Eisbären, Wale, Nashörner und Meeresschildkröten gab. Diese Tiere sind in meiner Zeit schon ausgestorben. Die Pinguine sind bei uns vom Aussterben bedroht, weil der Südpol auch schon schmilzt. Und ich denke, daran sind die Menschen aus den Jahren 1950 bis 2050 schuld. Das heißt, sie waren zu egoistisch, um an uns zu denken, und haben unsere Welt begonnen zu zerstören. Bei uns ist alles ganz anders. Ich habe schon oft Filme oder Dokumentationen über die Vergangenheit gesehen, aber dass es so schlimm ist, hätte ich nie gedacht. Ihr müsst es unbedingt ändern! Wir haben Angst vor dem Untergang und ihr lasst es euch gut gehen und unternimmt nichts! Es ist schrecklich!“, es kam einfach aus mir heraus, einfach so. Ich konnte nichts dagegen machen.

„Oh!“, stieß Heinrich nur hervor. „Wau!“, das kam von Biene.

Nach zwei Minuten Stille ergriff Heinrich wieder das Wort: „Du Arme!“ Dann gingen wir noch einige Zeit durch die Stadt und schauten uns Läden an. Inzwischen weiß ich, was das ist, und sie gefielen mir sehr gut. Die Stimmung war ein wenig gedämpft. Wir wechselten nur noch wenige Worte und Biene trabte nun auch etwas zurückhaltender hinter uns her. Nach diesen bedrückenden Minuten fing etwas in meiner Tasche an zu vibrieren. Ich zog es heraus und stellte fest, dass es das Zeitreisegerät war, das sich bemerkbar machte. Ich überlegte: Wahrscheinlich waren es die lateinischen Vokabeln, die mich hierher gebracht hatten. Außerdem hatte ich das Gefühl, dass das kleine Gerät mir verständlich machen wollte: „Komm zurück in deine Zeit!“ Also erklärte ich Heinrich: „Ich muss leider wieder zurück ins Jahr 2213.“ Ich streichelte Biene noch einmal und drückte sie ganz fest an mich, als Heinrich

kam und mich umarmte. Traurig flüsterte ich die beiden letzten Vokabeln: „Pelvis - Schlüssel, tempus - Zeit“. Das Letzte, was ich sah und hörte, bevor ich nur noch von Regenbogenfarben umgeben war, waren die Tränen, die in Heinrichs Augen glitzerten, und das schmerzhaftes Gejaule von Biene. Dann schloss ich die Augen und ließ mich durch den Strudel zurück in die Gegenwart ziehen.

Fünftes Kapitel: Ich in meiner Zeit

Es war fünf Uhr morgens, als ich auf mein Bett plumpste. Das war vielleicht ein Abenteuer! Ich stand auf und ging ins Bad. Eigentlich hätte ich noch zwei Stunden schlafen können, aber nach diesen Erlebnissen schaffte ich es nicht, die Augen zu schließen.

Als ich zum Frühstück kam, schlug Mama erschrocken die Hände vor ihr Gesicht und rief: „Ach du Schreck! Du siehst ja aus, als hättest du die ganze Nacht nicht geschlafen!“

Kein Wunder! Ich war ja auch unterwegs gewesen. Das erzählte ich natürlich nicht.

„Äh, nun ja“, als ich Papas erschrockenen Blick sah, fügte ich hastig hinzu: „Komisch, dabei habe ich doch durchgeschlafen!“ Das stimmte natürlich nicht, aber sollte ich sagen: Ich war in der Vergangenheit und habe dort sogar einen sehr netten Mann kennen gelernt? Nein. Sie würden es mir sowieso nicht glauben. Nach dem Frühstück ging ich in die Schule. Auch dort hielt ich mich zurück, von meinen Erlebnissen zu erzählen. Als ich nach der Schule meine dunkelrote Schuluniform abstreifte, war ich stolz auf mich, dass ich so gut geschwiegen hatte. Am Abend dachte ich noch einmal darüber nach, was letzte Nacht geschehen war. Meine Gefühle waren in diesem Moment gemischt: ich war froh, dass die Menschheit sich im Laufe der Jahre gebessert hatte, traurig, weil sie es trotzdem nicht geschafft hatte, und wütend, weil die Menschen sich nicht früher darum gekümmert haben.

Jetzt waren Wale, Eisbären und Robben ausgestorben, und das machte mich unendlich traurig. Aber ich will aufhören, nur Negatives über das Jahr 2013 zu erzählen, denn es gab so vieles, was mir besser gefallen hat. Zum Beispiel haben die Menschen über die Jahre einen Wahnsinnsfortschritt gemacht. Außerdem herrschte in dem Land, in dem Heinrich lebte, Frieden. Allerdings waren die Menschen sehr gierig. Zu gierig, finde ich. Mist, jetzt bin ich schon wieder negativ geworden!

Ich gähnte und zog meine Bettdecke über den Kopf. Schon bald war ich eingeschlafen und träumte von der Vergangenheit, von Heinrich und von Biene.

Epilog: Dreißig Jahre später

Ach! Ist das schön hier, am Meer! Der kleine Junge fuhr mit seinem blauen Rad an der Küste entlang. Richard war mächtig stolz auf sein Fahrrad.

Er hatte es von seiner Mutter zum zehnten Geburtstag geschenkt bekommen. Diese hatte ihm dazu gesagt, dass es aussah wie eines aus der Vergangenheit. Sein Vater hatte skeptisch gefragt: „Woher willst du das denn so genau wissen, Roxy Schatz?“

„Ich war als elfjähriges Mädchen selbst schon da. Ich lernte sogar einen Mann mit seinem Langhaardackel kennen“, hatte Richards Mutter, Roxane, geheimnisvoll behauptet.

Plötzlich stoppte Richard, kramte in seinem Fahrradkorb und fand, was er suchte: sein Fernglas. Er setzte es an seine smaragdgrünen Augen und blickte aufs Meer hinaus. Nein, das konnte nicht sein. Richard traute seinen Augen nicht. Und doch, es war ganz deutlich zu sehen. Gab es vielleicht doch noch Hoffnung? Jetzt war Richard sich ganz sicher: Was er da auf dem Meer erblickte, war ein Wal.

Dritter Preis:

Nadji Sayed Taha (K1)

John in seiner Zeit. Aus dem Leben des stumpfsinnigen John Bones

„Das ist also der legendäre John Bones, von dem ich so viel gehört habe.“ Der Psychiater lachte meine Schwester an, als er zu ihr sprach. „Wie alt ist er nun?“ „52“, antwortete meine Schwester. „Er ist nun 52 Jahre alt und wurde am 24. November 1950 geboren.“ Die Augenbrauen des Psychiaters hoben sich. „Erzählen Sie mir von ihm!“

„Er war nie besonders intelligent. Vielleicht sogar geistig umnachtet, so dachten viele Menschen über ihn. Das Sprechen der einzelnen Worte selbst fiel ihm wahrscheinlich leicht, obgleich er nur sehr selten sprach. Ehe er aber seinen ersten vernünftigen Satz geäußert hatte... Ich glaube, zu diesem Zeitpunkt war er bereits 15. Oder doch erst 14? Ich weiß es nicht genau. Unsere Mutter hatte sich stets um den Jungen bemüht, obgleich jedwede Anstrengung vergebens schien. Sie müssen wissen, einmal schenkten unsere Eltern meinem Bruder und mir einen Holzbaukasten. Sie baten uns, doch einmal zu versuchen, unsere Dorfkirche nachzubauen. Unser Vater war ja Pfarrer. Nun denn, während ich, ich war kaum vier Jahre alt, akribisch versuchte, das mir Aufgetragene zu erfüllen, schien John, der zu diesem Zeitpunkt bereits sieben Jahre alt war, mit den Hölzern nichts anfangen zu können. Er legte sie einfach nur irgendwie auf den Boden hin.“

„Hat er je eine Schule besucht?“ Der Mann, der sich selbst Doktor der Psychiatrie nannte, blickte meiner Schwester in die Augen. Und ich sah die Selbstlaute, die Vokale, wie Farben und die Konsonanten wie Formen. Eine Geschichte, ein Ablauf von Ereignissen, scheinbar sinnlos, scheinbar jedweder Logik beraubt, formte sich aus dem Gesprochenen heraus, wobei sich jedes Ereignis mit einem anderen auf so faszinierende Weise verband, dass es mir den Atem raubte. Zeitgleich galt es, die Formen zu Klängen zurechtzuschleifen, und eine Melodik, einfach und vollkommen, entstammte den Worten, wie es sie nur einmal geben würde. Ich nahm Federkiel und schwarze Tinte und schrieb. Nichts ist reiner als das Geschriebene, schwarze Symbolik auf weißem Pergament, denn es bleibt von der Stimme unberührt. Und so schrieb ich, der Realität, wie sie von den Mitmenschen bezeichnet wurde, entrissen, wie ich es eh und je getan hatte.

„Jawohl, er besuchte die Schule“, antwortete die Gestalt meiner Schwester. „Sie können sich doch sicherlich denken, wie schwer es mein Bruder zu Anfang hatte. Unsere Mutter tat ihr Bestes, um John zu helfen. Und dennoch musste er die erste Klasse wiederholen. Seine Klassenkameraden verhöhnten und verlachten ihn, denn er sprach nicht mit ihnen. Er sprach mit überhaupt gar keinem, außer mit sich selbst.“

Der Psychiater runzelte die Stirn: „Haben Ihre Eltern ihn denn nicht von der Schule genommen?“

„Nein“, entfuhr es meiner Schwester, „sein zweites Schuljahr meisterte John mit Bravour. Damals war es mir noch unbegreiflich. Ich verstand einfach nicht, wie jemand wie John, der nicht einmal im Stande war, die eigene Meinung zu bekunden, überhaupt bildungsfähig ist. Heute denke ich anders über ihn. Er war nie dumm, schon recht nicht geistig behindert. Als John zwölf Jahre alt war, kaufte unser Vater ein Klavier. Er selbst hatte als Kind Unterricht genommen und wollte nun das Spielen wieder aufnehmen. Im Übrigen erhoffte er sich einen Lehrer für mich zu finden, um mich selbst in der Kunst des Klavierspielens auszubilden. Ich kann Ihnen sagen, als das Klavier dann im Wohnzimmer stand, klimperte mein Bruder tagein, tagaus ununterbrochen auf dem Instrument herum. Er schien seine Umgebung noch weniger zu beachten als zuvor. Nach vier Wochen begann er die ersten Melodien zu spielen. Doch - es

mag wundersam erscheinen - vermochte er nur komplexe Melodieverläufe zu entwickeln, wenn vorher jemand etwas gesprochen hatte. Ich weiß, es ist schwer zu erklären, aber es war, als sei John von der Sprache abhängig gewesen.“

„Haben Ihre Eltern daran gedacht, ihn musikalisch zu fördern?“, fragte der Psychiater. „Selbstverständlich haben sie das. Ihnen ging es immer nur um das Wohl der Kinder. Als John, lassen Sie mich überlegen, 14 Jahre alt war, holten meine Eltern einen Klavierlehrer in unser Haus, einen Herrn Montellary. Vielleicht wissen Sie mit dem Namen etwas anzufangen. Er war damals sehr bekannt und angesehen. Wie dem auch sei... Er kam direkt aus London zu uns. Natürlich vermochten meine Eltern es nicht, ihn zu bezahlen. Er nahm sich meines Bruders freiwillig an, nachdem er ihn beim Spielen auf dem Instrument beobachtet hatte. Herr Montellary war vom Spiel des Jungen überwältigt. Das Unterrichten selbst erwies sich dann jedoch als, nun ja, als schwierig, manchmal sogar unmöglich. John war wie taub für alles, was sein Lehrer ihm beizubringen versuchte. Manchmal begann er zu spielen, obgleich Montallery den angefangenen Satz noch nicht beendet hatte. Einmal hat mein Bruder den Unterricht einfach verlassen. Wissen Sie, John schien auch nie große Stücke auf das Lernen von Notennamen zu halten. Er wollte sich der Disziplin eines Pianisten einfach nicht unterwerfen, wenn ich das so sagen darf. Hinzu kam, dass John auch nicht mit seinem Lehrer redete. Wirklich, nicht ein Wort! Können Sie sich das vorstellen? Eines Tages dann platzte, wie Sie sich sicherlich denken können, dem guten Herrn Montallery schlussendlich der Kragen. Wutschnaubend verließ er unser Haus mit den Worten: „Nein, ich ertrage es nicht länger, weiterhin meine kostbare Muße in dieses Narrengenie zu investieren.“ Am darauffolgenden Tag erreichte meine Eltern ein Brief aus der Schule, in der John unterrichtet wurde. In jenem bat der Direktor um Verständnis, dass es der Schule fortan nicht mehr möglich sei, den Jungen zu unterrichten. Es sei schon immer ein Schwieriges gewesen, mit der Beschaffenheit und Eigentümlichkeit von Johns Persönlichkeit zurechtzukommen. Zudem wirke sich die Gleichgültigkeit, die John dem Unterricht entgegenbrachte, hemmend und hinderlich auf das Lernverhalten von Johns Klassenkameraden aus. Man käme daher nicht um die dringende Notwendigkeit herum, John der Schulgemeinschaft zu verweisen. Es sei ohnehin das Beste für jeden Beteiligten, zumal die anderen Schüler stetig daran waren, John zu diffamieren. Können Sie sich denken, was dies für unsere Eltern bedeutete? Man tat John einfach als Idioten ab, als Nichtsnutz, den schon der einfache Gebrauch der Sprache und die simplen Anforderungen des täglichen Lebens überforderten. Es war schrecklich.“

Ich vernahm jedes Wort und versuchte, dieses mit dem Charakter der Betonungen der Stimme zu verzieren. Eine wundersamer als die andere. Einige waren archaisch, wild und urtümlich, andere wiederum gemäßigt und ruhig. Alles, was die Worte der Menschen schufen, waren glanzvolle, prächtige Melodien.

„Herr Bones, was kam Ihnen in dem Sinn, als sie erfuhren, dass Sie der Schule verwiesen wurden?“, fragte der Psychiater. Das urplötzlich an mich gerichtete Wort war unerträglich. Was sollte ich denn nur sagen? Was wäre es wert genug, der Welt mitgeteilt zu werden? Würde nicht ein jedes Wort den eigenen Charakter entblößen und den ewig dumm genannten John Bones identifizieren? Welch unerträglicher Gedanke! Nein, ich durfte nichts von mir geben. Ich würde schweigen, wie ich es immer tat. Warum starren mich die Augen des Arztes nur so unnachgiebig an? Die Grundpfeiler meines Gewölbes aus Melodien barsten. Die Zeiten und Welten, die Chimären, die eben noch den Geist des John Bones beflügelten, entschwanden. Sie wichen dem erbarmungslosen Hier und Jetzt, der unbarmherzigen Realität. Mein ins Schwitzen geratener Körper hätte fast geschrien, alles, was dem Geist in den letzten Augenblicken an Unerträglichem widerfahren ist, mit einem einzigen grellen Laut in den Raum gerufen.

„Ich sagte Ihnen doch, er spricht nicht.“ Mit diesen Worten erlöste mich meine Schwester gnädig von dem Zwang, mich äußern zu müssen. Sie fuhr fort: „Können Sie sich ausmalen, wie schwer die Zeit für unsere Familie war, nachdem wir den Brief erhalten hatten? Unsere

Eltern wussten nicht wohin mit meinem Bruder. Immerhin muss ja auch er irgendeiner Arbeit nachgehen, um sich seinen späteren Lebensunterhalt zu finanzieren. Wie sollte jemand wie John, eine Persönlichkeit ohne jegliche soziale Kompetenzen, ein Charakter, der gänzlich in seiner eigenen Welt, in seiner eigenen Zeit schmachtet, denn studieren oder eine Ausbildung machen? Ihn würde doch niemand nehmen! Unsere Eltern waren sich dessen natürlich bewusst. Irgendwann kam unserem Vater der zündende Gedanke, meinen Bruder auf verschiedene Chopinkonzerte mitzunehmen, um ihn irgendwie musikalisch zu fördern. Schließlich verlor er jeden Tag Geist und Seele an unser Klavier. Mein Bruder war überwältigt von dem, was er zu hören bekam. Nach den Konzerten, die im Übrigen die Geldbörse unserer Familie sehr erleichterten, setzte sich John an das Klavier und spielte einzelne Konzertpassagen nach. Stellen Sie sich das nur vor, er spielte sie aus dem Kopf nach. Was jedoch merkwürdig war, er murmelte, während er spielte, immer irgendwelche Worte zusammen, irgendwelches prosaisches, profan wirkendes Geschwätz. Ich habe nie wirklich verstanden, was er da sagte. Es war, als spräche er in einer anderen Sprache. Unsere Eltern waren tief beeindruckt von den Fertigkeiten meines Bruders. Ich selbst muss bekennen, dass ich begann, eifersüchtig auf John zu werden. Aber dies tut hier ja nichts zur Sache. Irgendwann kam meine Mutter auf die blendende Idee, John könne ja zu den Gottesdiensten meines Vaters an der Orgel spielen. Wissen Sie, was das für ein Erfolg war? Selbstverständlich benötigte John ein paar Monate, um sich mit diesem Instrument vertraut zu machen. Aber bald schon kannte sich mein Bruder in den Systemen der Orgel ebenso gut aus wie am Klavier. So spielte John dann zu jedem Gottesdienst meines Vaters. Die Gottesdienste selbst wurden immer beliebter. Bald kamen die Leute nur noch in die Kirche, um zu sehen und zu hören, wie der Sohn von Frederic Bones an der Orgel spielte. Können Sie sich das vorstellen?“

„Spielte er denn nur Chopin?“, fragte die Gestalt des Psychiaters.

„Ach nein! Sie machen sich keine Vorstellungen, was er alles spielte. In der Kirche spielte er vor allem Musik von Johann Sebastian Bach.“

„Hatte Herr Bones auch vorher Konzerte von Bach erlebt?“

„Natürlich hat er das. Und nicht nur von Bach, unser Vater sorgte auch dafür, dass er Komponisten wie Tschaikowski, Beethoven, Vivaldi oder Mussorgsky zu hören bekam.“

„Komponierte oder improvisierte Herr Bones auch selbstständig?“

„Ja, selbstverständlich, das tat er. Fast jeden Tag.“

„Spielte Herr Bones jene Eigenschöpfungen auch vor einem Publikum vor?“

„Ja. Oft. Eines Tages kam meine Mutter auf die glorreiche Idee, John könnte ja auch Hauskonzerte geben, damit die Familie wieder an etwas Geld kam. Wissen Sie, so wie es Franz Liszt gegen Ende seines Lebens oftmals getan hatte. Und seine Stücke waren gut, nein, sie waren ausgezeichnet, solange mein Bruder sich an die Regeln hielt.“

„Was für Regeln meinen Sie?“

„Er musste sich an die Systeme von Dur und Moll halten, wenn ich das so sagen darf. Genau kenne ich mich da nicht aus. Doch es war nicht selten so, dass mein Bruder manchmal... wie soll ich sagen... einfach auf die Tasten hämmerte. Zumindest klang es so.“

„Ich verstehe. Zeigte Herr Bones in seiner Kindheit noch weitere Auffälligkeiten oder Bega-
bungen, die für ein Kind seines Alters eher untypisch waren?“

„Ja, in der Tat, die gab es. John konnte sich erstaunlich viele Wörter merken. Einmal ertappte ich ihn dabei, wie er in Vaters Gebetsbibel las. Er las sehr schnell, müssen Sie wissen. Binnen zwei Stunden hatte er das Buch ausgelesen. Anschließend murmelte er laut die Worte, die er soeben gelesen hatte. Wahrhaftig, er hatte die komplette Bibel im Kopf behalten. Glauben Sie mir, als er sprach, erkannte mein Vater diverse Textpassagen wieder. Nur die Reihenfolge der Wörter im Satz schien er ab und an zu verdrehen. Aber ehrlich gesagt, Herr Doktor, ich bezweifle, dass John je den Inhalt des Buches verstand. Ich meine nur, wie er die Sätze zusammenfügte, es ergab einfach keinen Sinn.“

„Hat Herr Bones auch dazu eine Art Melodie verfasst?“

„Das weiß ich nicht genau. Mein Bruder klimperte tagtäglich auf seinem Instrument herum.“

„War Herr Bones auch mathematisch oder naturwissenschaftlich begabt?“

„Das ist schwer zu sagen. Er begreift keine Textaufgaben. Aber wenn man ihm eine Kopfrechenaufgabe stellt, löst er diese stets. Jedoch bin ich mir nicht sicher, ob er die Aufgabe tatsächlich im Kopf berechnet, oder ob er sich nur die Zahlenwörter merkt, die zusammengehören.“

„Wurde Herr Bones von den Bewohnern ihres Dorfes akzeptiert oder kam es hin und wieder mal zu Streitigkeiten, zu Konflikten?“

„Nun ja, wie sie den Unterlagen sicherlich entnommen haben, sind mein Bruder und ich in Forestfield aufgewachsen. Die Gemeinde zählt nicht mehr als 250 Einwohner. Sie wissen ja, wie das in diesen kleinen, unscheinbaren Orten ist. Hier kennt jeder jeden. Da spricht sich einiges rum. Sobald irgendetwas Merkwürdiges im Dorf geschah, wusste innerhalb von ein paar Tagen jeder davon. So war es auch mit John, zumindest so ähnlich. Immer wenn John die Straße betrat, wurde er schief angesehen. Aber man kann das den einfachen Leuten nicht verübeln, jemanden wie meinen Bruder hatten sie vormals nie zu Gesicht bekommen. Aber Herr Doktor, offen gestanden, gemocht wurde er nie besonders. Einige Dörfler bekundeten meinem Vater sogar ihr tiefstes Mitgefühl, dass er sich mit einem Jungen wie John abplagen muss. Er taugte ja zu keiner Arbeit.“

„Nur Klavier spielen konnte er“, warf die Gestalt des Arztes ein.

„Richtig, das konnte er. Die meisten Menschen in unserem Dorf waren jedoch Bauern und Handwerker. Ehrlich gesagt, bezweifle ich stark, dass Johns einziges Talent besondere Anerkennung bekam. Das Spielen am Klavier war ja, wie Sie korrekt bemerkt haben, sein einziges Talent. Nein, John erfuhr in seinen Kindheitsjahren wahrlich wenig Anerkennung, weder von den Kindern, noch von den Lehrern oder den Einwohnern unseres Dorfes. Die Einzigen, die zu ihm hielten, waren seine Eltern und ich. Und auch die Leute, die von außerhalb kamen, um die Hauskonzerte zu besuchen.“

„So ist das nun mal. Wie Sie vielleicht wissen, erlangte die Forschung um Savants und Autisten erst zwischen den 80er und 90er Jahren internationale Anerkennung. Bis zu diesem Zeitpunkt war das Krankheitsbild weitgehend unbekannt. Ich kann mir gut vorstellen, wie die Leute in ihrem Dorf Herrn Bones angesehen haben mussten.“ Der Arzt lächelte. „Fahren Sie ruhig mit Ihrer Geschichte fort, wie ging es dann weiter?“

„Nun ja. Eines Tages dann, nachdem John, der mittlerweile 18 Jahre alt war, wieder einmal eines seiner Hauskonzerte gegeben hatte, stellte sich ein gewisser Herr Oliver vor, ein recht betagter Kontrabassist der Londoner Philharmonie. Dieser erklärte uns, dass er dazu bereit sei, John mit nach London zu nehmen, da dem Jungen eine angemessene Ausbildung zustehe. Meine Mutter versuchte dem ehrenwerten Herren zu erklären, dass es unmöglich sei, meinen Bruder in irgendeiner Form auszubilden. Er schaffe ja nicht einmal die Schule. Aber Herr Oliver hatte sich seine Entscheidung wohl überlegt. Ich glaube sogar, dass er nur in unser Dorf gekommen ist, um John mitzunehmen. Natürlich sträubte ich mich dagegen. Schließlich war er mein Bruder und ich hatte ihn, trotz seiner Eigenarten, ins Herz geschlossen. Mein Vater brachte dem Musiker zuerst nichts als Argwohn entgegen. Er fragte ihn nach den Gründen, die ihn dazu bewogen hatten, hier hereinzuspazieren und sich seinen einzigen Sohn zu nehmen. ‚Wer sind Sie, dass Sie so etwas verlangen?‘, hatte er gefragt. ‚Wer weiß, wohin Sie ihn überhaupt mitnehmen?‘ Doch Herr Oliver gab meinen Eltern zu verstehen, dass ein Junge wie John angemessen gefördert werden müsse. Er müsse die Möglichkeit haben, sich zu entfalten. ‚Soll er denn ewig hier herumsitzen und von den Leuten als stumpfsinnig abgetan werden? Soll er Ihnen ein Leben lang auf der Geldbörse herumlungern? Ich versichere Ihnen, wäre Ihr Sohn 100 Jahre früher geboren, könnte man sein Leben, seine ganze Existenz, für wertlos erklären, da er nichts, absolut nichts zuwege bringen würde! Aber jetzt, heute, in diesen Tagen, beginnt man sich für Menschen wie Ihren Sohn zu interessieren.“

In dieser Zeit, in London und anderswo, versucht man sie zu studieren, zu verstehen und ihre einzigartigen Fertigkeiten zu nutzen. Soll er hier in diesem Kaff verfaulen?‘ So waren seine Worte. Sie können sich partout nicht vorstellen, wie bleich mein Vater ob der barschen Worte wurde. Nachdem er sich wieder einigermaßen gesammelt hatte, erbat er sich einige Tage Bedenkzeit. Schließlich kamen mein Vater und Herr Oliver überein. John würde nach London gehen unter der Bedingung, dass meine Familie mitkäme. So verkauften wir das Haus und mieteten uns eine Bleibe in London. Wir hatten zu diesem Zeitpunkt sehr wenig Geld. Eigentlich ist das noch harmlos ausgedrückt. Wir waren regelrecht mittellos. Herr Oliver bot uns an, uns für eine Weile finanziell auszuhelfen. Zumindest so lange, bis mein Vater wieder Arbeit gefunden hatte. Natürlich unter dem Vorwand, dass wir ihm das Geld zur gegebenen Zeit wieder zurückzugeben hatten. Was meinen Bruder anging, so hörte er nun tagtäglich Musik. Und er komponierte, ich sage Ihnen, er komponierte jeden Tag. Er schrieb es nicht auf, nein, er spielte es einfach auf dem Flügel und Herr Oliver nahm es auf Tonband auf. Die verwertbaren Stellen wurden dann schließlich von Herrn Oliver umgeschrieben. Auf jene Art und Weise entstanden jeden Tag über 40 verschiedene Stücke. Durch Johns tägliches Wirken in der Philharmonie kam unsere Familie zu Geld. Herr Oliver wurde natürlich ebenfalls reich. Darüber hinaus avancierte mein Bruder zu einem beliebten Forschungsobjekt für diverse Wissenschaftler. Sie studierten ihn. John wurde immer berühmter und begehrter.“

„Was ist dann passiert? Warum sind Sie heute hier?“ Die Gestalt des Psychiaters blickte meine Schwester fragend an.

„Weil er sich geändert hat!“ Aus den Augen meiner Schwester floss Wasser. Eine Reaktion, die viele Menschen zeigen, wenn sich ihre Welt mit der als real bezeichneten nicht länger vereinbaren ließ. „Es war, als verlöre er mit zunehmendem Alter den Bezug zur Wirklichkeit, zur Realität. Er spielte immer seltener auf dem Klavier. Die Anzahl der Stücke minimierte sich von Tag zu Tag. Wissen Sie, er begann irgendwann damit, permanent und unaufhörlich die Finger zu bewegen. Überall! Wenn er im Bett schlief, wenn er las, vor allem aber, wenn jemand sprach. Nach einiger Zeit schien er den Unterschied nicht mehr zu spüren, ob er denn nun wirklich Klavier spielt oder ob er nur die Finger bewegt. Irgendwann ließen ihn die Musiker fallen. Da wir nun nicht wussten, was wir zu Hause mit ihm anfangen sollten, baten mich unsere Eltern, ihn zu Ihnen zu bringen. Ich kam zu Ihnen in der Hoffnung, dass es hier Hilfe für ihn gibt. Was hätten wir denn tun sollen? Meine Familie hat kaum Geld. Wie sollen wir ihn denn nur ernähren? Bitte nehmen Sie uns unsere herbe Entscheidung nicht übel. Aber wir wissen einfach nicht mehr weiter. Wir haben gehört, es gibt neue Studien. Ach, mein armer Bruder! Dümpele in seiner Finsternis umher, als wenn die Welt eine andere wäre! Aber vielleicht kann ihm geholfen werden.“

„Schon gut Frau Bones, Herr Bones wird es hier sehr gut haben, verspreche ich Ihnen. Kann ich Ihnen vielleicht eine Tasse Tee anbieten?“

Ich sann über ein jedes Wort nach. Jedes ergänzte das andere so vielversprechend, so vollkommen, dass es meinem Körper den Atem raubte. Die zerschundenen Welten, trostlos und kahl, gespalten in jenem Augenblick, in dem man das Wort an mich richtete, erstrahlten in neuem Glanz. Jede einzelne, durch den Zauber der Worte geschaffene Welt war gleichsam prächtig und prunkvoll. Sie funkelten und glitzerten und strahlten das Licht in alle Richtungen hinaus, auf dass ein jeder es sehen könne. Eine neue Melodie entstand, die wiederum mit anderen verbunden werden musste. Die neu entstandenen, alles durchdringenden Harmonien waren unbeschreiblich. Welche Herrlichkeit! Die Finger meines Körpers begannen das Klavier zu spielen. Der Geist, Schöpfer und Schaffer war von dem Entstandenen derart überwältigt, dass der Körper erneut zu schwitzen begann. Fernab der Realität durchstöberte der Geist des John Bones die Zeit, auf der Suche nach neuen Räumen, in denen er sein Dasein fristen konnte. Eine Tragödie, es ist wahrlich eine Tragödie, dass der Geist an den Körper gebunden ist, dass er stets einer Zeit, einem Raum unterworfen ist. Dass er gezwungen ist, sich zu fügen. Warum ist der Körper nicht tot? Wann stirbt er endlich? Lange genug musste

mein Geist ihn erdulden, die Realität ertragen. Möge er jetzt verfaulen! Doch ist der Geist nicht der Wirklichkeit entsprungen? Sind die Welten und Zeiten in meinen Gedanken nicht durch die alles umgreifende Wirklichkeit geschaffen worden? Wo wäre ich nur, wenn ich nicht länger aus den Eindrücken der Wirklichkeit meine eigenen fantastischen Wunder schaffen könnte? Wo wäre ich, wenn der Körper nun um Auge und Ohr beraubt werden würde. Wenn er ertaubt und erblindet, für das, was ihn umgibt, wenn er tot wäre? Wo wäre John BONES, wenn die Welt um ihn herum beginnt zu schweigen?